

Dr. Thomas Huonker, Historiker, Zürich (<http://www.kinderheime-schweiz.ch/>)

Eröffnungsrede zur Ausstellung

Waisenkinder – Verdingkinder in der Schweiz

präsentiert von Walter Emmisberger

am 25. Juni 2011 im Kirchgemeindezentrum Fehraltorf ZH

Sehr geehrte Anwesende,

es freut und ehrt mich, an diesem Anlass die Eröffnungsrede halten zu dürfen. Es ist wichtig, dass die ehemaligen Heimkinder und Verdingkinder gerade auch im lokalen Umfeld zu ihrer Geschichte stehen können, die oft mit schweren seelischen Verletzungen verbunden ist. Je offener und aufnahmebereiter die Umgebung ist, desto eher ist das möglich. Allzu lange mussten die Betroffenen damit rechnen, auf ungläubige, verharmlosende oder ablehnende Reaktionen zu treffen, so dass sie lieber schwiegen. Aber dieses verheimlichte Herumtragen einer bitteren Geschichte wurde dann oft Auslöser oder Teil weiterer psychischer Leiden und sozialer Schwierigkeiten. Auch deshalb ist es heilsam, wenn diese Wunden offengelegt und diese Leiden publik gemacht werden.

Das hier ist kein Grossanlass im Rampenlicht. Die Schweiz hinkt den Abläufen zur Aufarbeitung der Geschichte der Heimkinder und den Regelungen für Entschädigungen an die Betroffenen, wie sie beispielsweise in Irland, in Deutschland oder in Österreich aktuell sind, noch hinterher. Immerhin ist es bereits zu einigen Entschuldigungen politischer Repräsentanten gekommen. Ich hoffe, auch in der Schweiz kommt noch mehr zustande. Jeglichen Geschädigten, auch geschädigten Heim- und Verdingkindern, steht in einem Rechtsstaat eine Entschädigung zu. Diesen grösseren Rahmen möchte ich doch kurz erwähnt haben.

Aber es ist auch wichtig, solche lokalen Anläufe zu nehmen. Auch das ist ein Schritt in die richtige Richtung. Ich danke allen, die sich dafür engagierten, hier in Fehraltorf, in erster Linie aber Walter Emmisberger, der die Ausstellung eingerichtet hat. Walter Emmisberger hat mir in einem eindrücklichen Interview die Geschichte seiner Kindheit erzählt. Vieles daran hat mich beeindruckt, vor allem aber, wie er mit dieser Geschichte umgehen konnte, ohne dabei zu zerbrechen. Das hat, wie er selber sagt, auch mit jenen Personen zu tun, die ihn stärken, und das ist in erster Linie seine Familie. Auch ihr sei hier herzlich gedankt.

Beklemmend war es für mich zu hören, dass sich Walter Emmisberger nicht an die ersten Lebensjahre im Heim erinnern kann. Die ganze Vorschulzeit, die für viele von uns mit sehr intensiven Erinnerungen im Bewusstsein präsent ist, fiel aus seiner Erinnerung heraus. Fachleute erklären das damit, dass in solchen Fällen eine Art Schutzmechanismus greift, um krasse und beängstigende Bilder aus dieser Phase auszulöschen oder zumindest zu verdrängen. Sie wären sonst allzu bedrängend und belastend.

Umso detaillierter sind dafür Walter Emmisbergers Erinnerungen an seine Schul- und Jugendzeit als Pflegekind in einer hartherzigen Pfarrfamilie in der Ostschweiz, anschliessend in einer Bauernfamilie im Kanton Zürich. An beiden Orten kannte er vor allem den Befehlston und hatte streng zu arbeiten, während andere Kinder Freizeit hatten. Und dies in den 1960er Jahren, also in einer Zeit, in der keineswegs Not herrschte.

Walter Emmisberger ist einer von vielen, von sehr vielen. In den Jahren 2005 bis 2008 hat ein Forschungsprojekt, bei dem auch ich mitwirkte, 270 Interviews mit ehemaligen Verdingkindern gemacht. Viele von ihnen verbrachten auch eine Zeit ihrer Kindheit in Heimen, teilweise auch in Erziehungsanstalten. Diese Menschen erzählten den Forschenden schreckliche, belastende Erlebnisse, die sie in vielen Fällen zuvor keinem Menschen je erzählt hatten. Aus Scham, und wie gesagt vor allem aus der lange bestehenden Angst heraus, als unglaublich diskreditiert zu werden. Aber weil sich die Forschenden mit der Materie vertraut gemacht hatten, weil in den Medien inzwischen verschiedene Berichte solcher Schicksale publik gemacht wurden, und weil deshalb die Interviewpartner den Mut gefasst hatten, ihre Leidensgeschichten auszusprechen, liegen sie jetzt vor und sind dokumentiert. Ein Teil davon ist im Buch „Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen“ [1] zusammengefasst. Auch die Wanderausstellung „Verdingkinder reden“, die zur Zeit in Frauenfeld zu besichtigen ist, basiert auf diesem Projekt. Ich selber arbeite zur Zeit in einem weiteren Projekt, das sich vor allem mit der Geschichte der Kinderheime und der Heimkinder in der Schweiz befasst (das Projekt ist im Internet dokumentiert auf <http://www.kinderheime-schweiz.ch/>). Zum Thema gekommen bin ich vor über 25 Jahren, und zwar ebenfalls durch Kontakte im Rahmen meiner Kirchgemeinde, über die Bekanntschaft mit Jenischen, die von 1926 bis 1973 von der Stiftung Pro Juventute systematisch aus ihren Familien gerissen wurden und, isoliert von ihrer Herkunftskultur, in Heimen, als Verdingkinder und in Anstalten fremdplatziert wurden, einfach weil sie Jenische waren und weil die Kultur und Lebensweise ihrer Eltern aus Gründen, wie sie auch im Nazireich angeführt wurden, als angeblich „minderwertig“ hingestellt wurde.

Seitdem hat mich dieses Themenfeld nicht mehr losgelassen. Und ich habe im Lauf der letzten Jahrzehnte langsam realisiert, wie breit das Spektrum solcher fremdbestimmter Schicksale, wie gross die Zahl solcher oftmals skrupellose Peiniger ausgelieferter Kinder war. Auch im Lauf meiner aktuellen Projektarbeit höre ich immer wieder von Grausamkeiten, Lieblosigkeiten, eiskalten bürokratischen Abläufen mit zerstörerischen Auswirkungen, von hilflos versandeten Protesten, von Ausreden der Verantwortlichen, wie ich sie nie vermutet hätte und wie ich sie lieber gar nie hören möchte. Denn auch ich hatte ursprünglich ein Bild der Schweiz ohne solche Aspekte in mir, das Bild einer geschönten Schweiz. Auch ich brauchte lange, um zu verstehen, wie solches in einem zivilisierten Umfeld und gerade auch durch Behörden und Institutionen, die eigentlich dem Kindeswohl verpflichtet sind, möglich sein konnte. Das will nicht heissen, dass immer alles auf diesem Feld schlecht und übel gewesen wäre.

So war es glücklicherweise nicht. Ich dokumentiere sehr gerne auch jene Aspekte dieser Lebensgeschichten, welche doch etwas Licht und Halt für die Geplagten gaben. Und es ist festzuhalten, dass es immer auch Kinderheime, Pflegeeltern und sogar Verdingkinderplätze gab, wo die Kinder nicht misshandelt, sondern gut gehalten und gefördert wurden. Zu würdigen ist auch dies: Es gab neben den Allzuvielen, die wegschauten, wenn sie auf einen Missstand stiessen, auch beherzte Menschen, die eingriffen, die Verhältnisse publik machten, sich an die Seite der Verschupften stellten. Diese Menschen vor allem waren es, welche viel zum Wandel beitrugen, der in den letzten Jahrzehnten auf diesen Gebieten stattgefunden hat.

Allerdings gilt es auch heute wachsam zu bleiben, denn alle Kinder, auch die Kinder in so genannten intakten Familien, sind und bleiben auf das Wohlverhalten, die Fairness und die Pflege und Begleitung durch uns Erwachsene angewiesen, weil sie so schwach und unerfahren zur Welt kommen. Und leider ist es auch heute noch so, dass diese Situation, dieses Machtgefälle ausgenutzt wird, dass Kinder, aber auch andere sozial Schwache wie Behinderte, Alte oder kulturell und ökonomisch Ausgegrenzte, missbraucht und gedemütigt werden. Wir können nicht mit dem Finger auf die Vergangenheit zeigen und die schwierigen und dunklen Seiten unserer Gegenwart unkritisch ausblenden.

Ich will nun nach diesen allgemeinen Erwägungen wieder konkret werden. Ich möchte hier einige Passagen aus dem Buch „Versorgt und vergessen“ zitieren.

Es ist ja nicht so, dass das Elend der Verdingkinder in der Schweiz unbekannt geblieben ist. Es gehört, in Gestalt von Jeremias Gotthelfs „Bauernspiegel“, geradezu zur Schweizer Literaturgeschichte. Denn der Erstling Gotthelfs, der 1837 erschien, ist der Entwicklungsroman eines Verdingkinds. Allerdings hat das den Generationen von Verdingkindern, die seitdem weiterhin bei Bauern, gelegentlich auch bei anderweitigen Gewerbetreibenden, drückende Kinderarbeit verrichten mussten, wenig geholfen. Weitere Zehntausende von Kindern mussten bis in die 1970er Jahre des 20. Jahrhunderts weiterhin in solch tristen Situationen leben. Das verdeutlicht der folgende Abschnitt aus dem Buch „Versorgt und vergessen“. Er bezieht sich auf das Jahr 1945 und die Jahre danach. Das waren für viele andere Menschen in Europa Jahre des Neubeginns und der Hoffnung, für einen damals siebenjährigen Verdingbuben aber nicht. Ich zitiere:

„Es war einfach so, dass man nicht mehr Kind sein konnte, man hatte immer eine Arbeit, die man verrichten musste.“ So sagte es der Betroffene selber. Zusammenfassend schildert das Buch seine Lage so: „Christoph Grädel war nur noch der Verdingbub, der kaum noch die Schulaufgaben machen konnte. Er hatte dafür – wenn überhaupt – erst spät am Abend Zeit, und in der Stube gab es nur spärliches Licht. Wenn die Leute im Dorf von ihm sprachen, hiess es einfach: ‚Das ist H.s Verdingbub.‘ Eigentlich wusste Christoph Grädel gar nicht, was ein Verdingbub ist, bis der Lehrer in der Schule die Geschichte des Verdingbuben Jeremiassli aus Gotthelfs ‚Bauernspiegel‘ vorlas. Ein Schüler fragte den Lehrer, was denn ein Verdingbub sei. Worauf dieser antwortete: ‚Seht, der Christoph ist doch ein Verdingkind.‘ Christoph

Grädel musste darauf die Blicke der ganzen Klasse ertragen, alle drehten sich nach ihm um und starrten ihn an.“ [2]

Das ist ein Beispiel, wo auch der Lehrer die Ausgrenzung des Verdingkinds mitträgt. Christoph Grädel wurde in der Schule ebenso benachteiligt wie im übrigen Leben.

Es gab aber auch Lehrpersonen, die anders handelten. Das war durchaus möglich. Es lag in ihrem Ermessen und hing einzig von ihrem Charakter und ihrer Haltung ab.

Aus der Geschichte von Elfie Stiefmaier überliefert das Buch folgenden Ablauf im Thurgau der 1930er Jahre, der dank der Intervention eines Lehrer-Ehepaars, eines Arztes und eines Pfarrers zu einer Umplatzierung an einen anderen Ort führte.

Zu den Pflichten des Verdingmädchens Elfie Stiefmaier, das aus kleinstem Anlass verprügelt wurde, gehörte es, morgens den Nachttopf des Bruders des Bauern zum Plumpsklo zu tragen und ihn dort zu leeren. Ich zitiere: „Eines Tages vergass sie, den Nachttopf rechtzeitig zu leeren. Die Pflegemutter schüttete ihr zur Strafe den Inhalt über den Kopf. Das Mädchen durfte sich nicht einmal waschen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als verschmutzt und stinkend zur Schule zu gehen. ‚Ich traute mich nicht, hineinzugehen, denn ich schämte mich.‘ Da kam die Frau des Lehrers die Treppe herunter – damals wohnten die Lehrer auf dem Land oft im Schulhaus – und fragte, was sie da mache und warum sie so seltsam rieche. Sie nahm sich ihrer an, brachte sie in ihre Wohnung, wusch ihr die Haare und spritzte Parfüm darauf. Elfie Stiefmaier ging strahlend nach Hause und sagte: ‚Jetzt dufte ich wenigstens einmal fein.‘ Doch darauf bekam sie erneut Schläge. Kurz darauf fiel sie vor der Schule in Ohnmacht. Sie wurde in die Wohnung des Lehrers gebracht. Als ihr die Lehrersfrau die Kleider auszog, schrie sie vor Schmerzen. Der Körper des Mädchens war übersät mit mit vereiterten Striemen von den Schlägen. (...) Der Lehrer und seine Frau brachten Elfie Stiefmaier zum Arzt, der die Wunden verband. (...) Er setzte sich mit dem Pfarrer in Verbindung“, und es kam zu einer Umplatzierung.[3]

Allerdings hatte auch der ihr anschliessend zugewiesene Pflegeplatz seine Mängel; der dortige Hausherr war der Meinung, am besten gehe die Pflegebefohlene gar nicht zur Schule, sondern arbeite den ganzen Tag.

Diese Geschichte zeigt folgendes: Solche Interventionen, die es bei der Einschaltung der Zuständigen belassen, vermochten das System nicht zu ändern. Sie gaben aber den Betroffenen wenigstens einen Lichtblick in ihrer düsteren Lage. Denn im Prinzip waren die Respektspersonen eines Dorfes, solange sie nicht zur Abschaffung dieses Systems schritten, sondern es bestenfalls ein wenig zu humanisieren und zu optimieren versuchten, selber Teil des Verdingkindersystems. Wieder andere solcher dörflichen Respektspersonen waren zudem in noch direkterer Weise Teil des Systems, denn es gab auch Lehrer, Aerzte und Pfarrer mit Pflegekindern, die sie zu übermässiger Arbeit in Haushalt und Garten einsetzten.

Liebe Anwesende, leider könnte ich ihnen noch sehr, sehr viele solche Geschichten erzählen. Sie finden einige davon im zitierten Buch, andere in anderen Büchern, in

Filmen, in Zeitungen und Zeitschriften oder im Internet. Viele Betroffene haben unterdessen auch ihre eigene Geschichte aufgeschrieben.

Es freut mich besonders, dass neben Walter Emmisberger auch einige weitere Betroffene hier anwesend sind. Ich bekunde Ihnen allen meinen Respekt dafür, dass Sie trotz einer solchen Kindheit Ihren Weg gefunden haben, und ich freue mich, Sie in Ihren Anliegen unterstützen zu können.

Ich wünsche Ihnen allen nun ein genaues Hinsehen, hier in dieser Ausstellung, aber auch im heutigen sozialen Umfeld. Denn auch unseres Zeit hat, wie ich schon sagte, ihre Missstände und Dunkelkammern, und spätere Generationen werden uns einmal daran messen, wie wir uns dazu stellen.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

[1] Herausgegeben von Marco Leuenberger und Loretta Seglias, Zürich 2008

[2] Alle Zitate op. cit., S.35

[3] op. cit., S.195 f.